Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Hans Pille: Der Schneider wäre gern Soldat geworden

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Visual Library

Der Schneider wäre gern Soldat geworden

Von Hans Pille

Wie er hieß, weiß ich nicht mehr. Sein Name ist im Laufe der Jahrzehnte verblaßt, in die Vergangenheit entwichen – erloschen. Er war auch nicht entscheidend, ihn personifizierte sein Gebrauchsname, den er zeitlebens beibehielt: Joffa Hinker. Aus dem Vornamen, Josef, war Joffa entstanden, und Hinker bezeichnete die Art und Weise, wie er ging. Er war verwachsen, nicht größer als ein Kind von zwölf Jahren. Zwar hatte er einen normalen Kopf, der jedoch, ohne sichtbaren Hals, auf einem übergroßen Buckel saß, und kurze Beine, das linke war kürzer als das rechte.

Damals, Anfang der Dreißiger Jahre, sah er aus, als wäre er nie jung gewesen. Sein Gesicht, faltig und schrundig, hatte ein eckiges Kinn, aber stark vorgewölbte, weiche Lippen, die er, wenn er nähte, alle paar Sekunden mit der Zunge anfeuchtete. Die Nase hatte etwas Stolzes – oder Verächtliches? Ausruferhaftes: Nennt mich Joffa Hinker, wenn ihr wollt – ich bin, der ich bin!

Für uns Kinder war nur die Person Joffa Hinker wichtig, die uns, wenn sie sprach, in Bann schlug, die auch wortlos dominierte. In unserem Dorf ereignete sich nicht viel, nicht erregend Ungesetzliches oder schillernd Zwielichtiges, wie es in den Städten geschah; nur Joffa Hinker unterbrach die Monotonie der Tage. Zwar waren wir argwöhnisch ihm gegenüber, doch hüteten wir uns, es zu zeigen, und erst dann, wenn er den Rücken kehrte, befreiten wir uns aus der Abhängigkeit. Wir legten gewissermaßen, Hand an ihn, verspotteten ihn und fanden drastische Ausdrücke für seine amorphe Konstitution, doch äußerten wir sie nie so laut, daß er sie noch hörte.

Heute meine ich, daß seine Wirkung auf uns Kinder von seinen Augen ausgegangen sein muß: großen Pupillen, braun oder bernsteinfarben, die sich mit dunklem Glanz anfüllten, wenn er sich freudig erregte oder aber über Leute oder Geschehnisse in Zorn geriet. Anderseits hütete er sich vor Maßlosigkeit; das Sprechen strengte ihn an, er kriegte zu wenig Luft. In solchen Augenblicken fragten wir uns, ob er nicht nur theatergerecht oder geschichtenhaft, eine Rolle spielte, möglicherweise die Figur eines Märchens war: ein durch Zauberkraft Verwandelter.

Zweimal im Jahr, um Ostern herum und im Herbst, in der Ferien jeweils, kam er zu uns ins Haus, um für uns neue Hosen und Jacken zu nähen, alte auszubessern. Die Hosen- und Jackenstoffe waren vorher gekauft worden, auch das Nähmaterial wurde ihm gestellt, darüber hinaus bekam er Kost und einen angemessenen Lohn.

Am ersten Morgen, wenn er erwartet wurde, kletterten wir in den hohen Birnbaum und sahen über die Wiese zum weit gedehnten Ackerland „Herrenesch" hinüber. Es wölbte sich hügelan, lag sandiggrau oder zartgrün besproßt oder im Herbst stoppelig-beige im Morgenlicht. Wo es begann, am Rand des Dorfes, stand eine alte Buche, von ihr lief ein hartgetretener, von den Reifen der Fahrräder blank geriebener Pfad über den Esch und verschwand im Walde. Hinter dem Walde aus dunkelgrün schimmernden Kiefern lag das Dorf, in dem Joffa Hinker wohnte.

Aus dem Glimmen des Kiefernwaldes tauchte er frühmorgens auf, aus der Entfernung kaum erkennbar, jedoch das Hinken, der wippende Gang, das

Landesbibliothek Oldenburg

Niedersinken und Hochschellen – dieser störrisch-beharrliche Rhythmus identifizierte ihn uns, der dunkelgraue, kniekurze Mantel, den er im Frühjahr wie im Herbst trug, machte ihn darüber hinaus vertraut. Immer ging er ohne Kopfbedeckung, sein kurz geschorenes Haar hatte den Farbton von erkalteter Holzasche. Seine Schwester, mit der er zusammenlebte, ersetzte ihm den Friseur. Über sie wurde erzählt, daß sie Kommunistin sei.
Bernhardine, die Dina genannt wurde, machte den Haushalt, versorgte das Vieh und den Garten. Sie hatte ihren Bruder Joffa aufgezogen, denn sie war acht Jahre älter als er, und die Eltern waren früh gestorben. Da er in der Volksschule sehr aufgeweckt gewesen war, hatte sie ihn zur höheren Schule geschickt, doch nach anderthalb Jahren und trotzt guter Leistungen hatte er von einem Tag zum anderen mit der „höheren" Bildung aufgehört, hatte eine Lehre als Schneider angefangen und auch beendet.
Das alles erfuhren wir von unserer Mutter. Ihr vertraute er, sie ging auf ihn ein. Auch daß er so gern Soldat geworden wäre, hatte er ihr erzählt. Seine heimliche und auch schmerzhafte Liebe galt dem Militär, seine Sehnsucht den Uniformen; nicht, um sie zu nähen, sondern um sie zu tragen.
Wir saßen noch im Birnbaum. Joffa Hinker hatten wir unaufhörlich im Blick. Inzwischen erkannten wir, daß er seine alte bauchige Ledertasche in der Hand hatte und sein Bolzenbügeleisen am Riemen über der Schulter trug. Er sah weder nach links noch nach rechts, streckte aber den Kopf vor, als witterte er ins Dorf hinein. Vielleicht ist er, sagten wir im Birnbaum und kicherten dabei, in Gedanken ein Soldat, zack, zack, gerade gewachsen wie eine preußische Pappel (wir nahmen selbstverständlich an, daß die preußischen Pappeln gerader waren als die anderen!).
Hinter der Buche entschwand er unseren Blicken. Von da an hatte er nur noch wenige Minuten zu hinken, dann würde er bei uns sein und drei Tage bleiben, abends nach Haus gehen und morgens wiederkommen. Er würde in der alten Stube an der Nähmaschine sitzen oder mit gekreuzten Beinen auf dem Tisch hocken. Zur Begrüßung würde er zu jedem von uns „bonjour enfant!" sagen, und erwarten würde er, daß wir „bonjour, Monsieur maitre tailleur!" antworteten. So hatte er es uns beigebracht. Seine von Zeit zu Zeit verwendeten französischen Redewendungen waren Rudimente seiner gymnasialen Zeit. Mit seinem Erscheinen würde der Tag verändert und bedeutender sein, aber auch diesmal würden wir uns ärgern, daß er mit fein abgewogenem Spott „engoulevent" – Ziegenmelker – zu uns sagen und uns beim Maßnehmen oder Anpassen mit seinem übergroßen Daumennagel kneifen würde. Wenn man zusammenzuckte oder „Au!" hervorstieß, sah er einem scheinbar bedauernd ins Gesicht und murmelte: „Excusezmoi!", worauf man „pas de mal!" zu sagen hatte.
In der Rückerinnerung ist er kein exzellenter „Tailleur", nur ein derber Handwerker, aber was brauchten wir einen Künstler! Viel bedeutsamer als der Schneider war der Mensch Joffa Hinker: diese merkwürdige Attraktion in einer nicht normalen Zeit. Sie hatte sich, politisch gesehen, verfärbt: In das überwiegende Schwarz, das vereinzelt auftretende Rot, hatten sich braune Flecken eingefressen, die sich wie Masern auf der Haut verbreiterten – wie Ausschlag. Joffa Hinker mochte das Braun nicht, dieses Braun nicht, und die Leute, die es trugen, verachtete er, er nannte sie, französisch anonymisiert, „tapageure" – Radaubrüder. Er hatte, wie sich später herausstellen sollte, allen Grund, ihnen zu mißtrauen, trotzdem nähte er für den einen oder anderen.
Bevor Braun identisch wurde mit Macht, gingen Martin und ich eines Tages los,

Landesbibliothek Oldenburg

um herauszufinden, wo er wohnte, wie er wohnte und ob es, womöglich, Geheimnisse um ihn gab. Diesen Gang unternahmen wir im Herbst, nachdem Joffa drei Tage lang in der alten Stube an der Nähmaschine gesessen hatte. Beim Abschied, abends, wir hatten, wie er es erwartete, „portez-vous bien!" – Bleiben Sie gesund! – gesagt, sahen wir hinter ihm her, wie er die Straße hinaufhickte, und Martin sagte lächelnd: „Joffa Hinker hat alles in seinem Buckel drin!" Ich war jünger als Martin, glaubte aber zu verstehen, was er meinte.
Herbst also. Oktober. Das Dorf war schon stiller geworden, es bereitete sich auf den Winter vor, Niemand wußte, wohin wir gingen. Ziellos waren wir schon oft unterwegs gewesen, in der vagen Hoffnung, auf das außergewöhnliche Ereignis zu stoßen, das Dorfgrenzen beseitigte, jegliche Monotonie in augenweitende Abenteuer verwandelte. Wir gingen auf den Wald zu, an dessen Rand Pflug und Pferde und Pflüger eine schwarze Schneise in das Stoppelfeld schälten. Im Wald, in der noch sommerwarmen Stille, vernahmen wir nur das Keckern der Elstern. Blanke Baumwurzeln lagen wie Adern aus Holz auf dem Pfad. Der Wald kam uns breit und tief vor.
Als er aufhörte, lag das Dorf vor uns. Die Straße, die hier anfing, war schmal und geschottert. Wir gingen nur wenige hundert Meter an ihr entlang, dann verschwanden wir in einem buschigen Gelände, liefen über eine Wiese und hielten auf ein Erlengehölz zu, in dem das Haus von Joffa Hinker liegen sollte. Es war klein und backsteinrot. Ein Stall gehörte dazu. Hühner liefen da, auch ein paar Enten, und auf einer Wiese weidete eine Kuh. Das Haus lag so still da, als wären seine Bewohner ausgezogen. Vielleicht ist er nicht da, sagte Martin. Doch im gleichen Augenblick meinten wir eine Stimme zu hören. Das ist Joffa! sagte ich. Wir schlichen an das Haus heran. Die Stimme wurde lauter.
Wir spähten durch ein Fenster in die Küche. Dort erblickten wir ihn, doch er sah fremd aus, denn er stak in der Uniform eines deutschen Unteroffiziers! Sogar eine Militärmütze hatte er auf dem Kopf. Er kommandierte eine imaginäre Truppe von Soldaten, Rekruten vermutlich: ließ sie marschieren, stillstehen, Front machen, das Gewehr präsentieren und wieder herunternehmen. Seine Kommandos klangen heiser, fast schrill. Das Schreien strengte ihn augenscheinlich an, trotzdem sah er überaus konzentriert aus. Dort stand nicht mehr der Schneider Joffa Hinker, sondern dort agierte, zack, zack, ein Unteroffizier der Reichswehr. Vermutlich hatte er seine Rekruten jetzt in Rührt-euch-Stellung vor sich, denn er ging, den Kopf vorgestreckt, auf und ab, aus reifer, soldatischer Erfahrung belehrend oder jäh in gespielten Zorn ausbrechend. Er vergaß auch nicht, die klassischen Verbalzitate des Kommißjargons anzuwenden. Die kurzen Beine, die in Knobelbechern staken, das graue Uniformtuch, das sich über dem Buckel spannte, die große, auf den Ohren sitzende Schirmmütze . . . Martin murmelte hingerissen: Enorme!
Ein Holunderstrauch, nahe am Fenster stehend, schützte uns vor Sicht, dennoch erschraken wir, als da drin die Tür aufging und ein Frau eintrat. Wir kannten seine Schwester nur flüchtig. Dina war eine große Person mit schwerem Körper, füllig in Hüften und Busen. Die Haare, hellrot und glatt, hatte sie nach hinten gekämmt und in einen Knoten zusammengerafft, dadurch sah die Stirn blank und eigenwillig aus. Ihr Gesicht war weder häßlich noch hübsch, mir kam es resolut vor. Sie hatte die gleichen Lippen wie Joffa, und die glänzenden Augen hätte man mit seinen Augen austauschen können.
Dina schüttelte, als sie das Exerzierfeld betrat, maßvoll tadelnd den Kopf. Sie sagte etwas, das wir nicht verstanden. Er hatte die Stiefel aneinandergeknallt

Landesbibliothek Oldenburg

und die Hände zur „Ehrenbezeigung" zum Mützenrand erhoben. Sie drückte den Arm herunter, nahm ihm die Mütze vom Kopf und hängte sie auf, danach zog sie ihm die Korporalsjacke, die Stiefel und die Hose aus. Im Unterhemd und in der langen Unterhose war er ein höckeriger Gnom des Erlengrundes, mager, kindlich knochig.

Dina tat etwas Überraschendes: Sie hob ihn wie ein Kind auf, das nicht viel wiegt, und ging, ihn auf den Armen tragend, in der Küche auf und ab. Plötzlich fing sie an zu singen. Joffa stimmte, nachdem er sich aus ihren Armen befreit hatte, heiser krächzend mit ein. Nebeneinander maschierten sie nach dem Takt des Liedes, dabei streckten sie merkwürdigerweise die Faust hoch. Das Lied war weder das Deutschlandlied noch die braune Weise von der Fahne, sondern die Internationale, das Lied der Kommunisten: Völker höret die Signale!

Ich hätte nicht gewußt, was es für ein Lied war, aber Martin, der sich schon besser auskannte, erklärte es mir flüsternd. Nach der ersten Strophe hörten sie auf. Dina sagte etwas und küßte ihn. Da gerade jetzt eine Katze neben uns auf das Fenstersims sprang, fürchteten wir, daß die beiden uns entdecken würden, und liefen weg. Unterwegs beredeten wir es. Natürlich lachten wir über den Soldat Joffa, spürten aber auch, daß Schwester und Bruder isoliert lebten, weil er verwachsen und sie eine Kommunisten war. Das Wort Kommunismus hatte bis dahin eine mehrfach abstoßenden Beiklang gehabt: von Gotteslästerung, Chaos, von rüder Gleichmacherei und sogar Vaterlandsverrat, wir hatten auch noch keine Kommunisten kennengelernt.

Martin, der schon viel las, wiegte den Kopf und sprach einen Satz aus, den er sich angeeignet hatte und oft anbrachte: Alles ist relativ! Bisher hatte ich das nicht verstanden, jetzt jedoch glaubte ich zu wissen, was es, auf Joffa und Dina angewandt, besagte.

Diese Relativität wurde bald darauf, 1933, auf die Probe gestellt. Die politische Landkarte färbte sich heftig und unaufhaltsam brauner. Braun fraß sich korrosionsartig auch in die Dörfer ein. Joffa Hinker kam noch ein paarmal zu uns ins Haus. Er wirkte ernster als in der vergangenen Jahren, seine Ironie hörte sich bitterer an, wir vermißten auch die dem Alltag aufgesteckten bunten Signale der kurzen, französichen Redewendungen. Mit Mutter sprach er über die gegen Kommunisten gerichteten Gesetze, ich hörte was von Abgeordneten, die zum Reichstag nicht zugelassen wurden, obwohl sie vom Volk gewählt worden seien. Und es wurde gemunkelt, daß die Braunen eine gefährliche Abneigung gegen krüppelige oder sonstwie behinderte Menschen hatten.

Meine Mutter sagte: die versündigen sich! Für sie war auch ein verwachsener Schneider ein Mensch, selbst wenn seine Schwester ihn zum Kommunisten erzogen hatte. Nur Gott kann ihn richten! behauptete sie. Martin orakelte: Es geht ihm an den Kragen, du wirst sehen! Der Beiklang von Schadenfreude wurde jedoch von unserer Sorge übertönt, daß er nie mehr kommen, nie mehr im Frühling und Herbst frühmorgens aus den Wäldern auf den Pfad hinaushinken würde. Ja, es bestand kein Zweifel: Sie wollten ihn uns wegnehmen!

Doch nicht ihn holten sie ab, sondern seine Schwester. Dina hatte auf ihre persönliche, sehr direkte Weise gegen die Machthabenden protestiert. Sie hatte Joffa veranlaßt, eine SA-Uniform zu nähen, die hatte sie mit Stroh gestopft, hatte aus Lumpen einen Kopf geformt und ein Gesicht draufgemalt, die fertige Puppe hatte sie als Vogelscheuche in den Garten gestellt, Eine ungewöhnliche und mutige Provokation! Angeblich hatte sie dem Gesicht einen typischen

Landesbibliothek Oldenburg

Schnurrbart aufgemalt und der Vogelscheuche ein Schild mit den Initialen AH an die Brust geheftet.
In meiner Erinnerung verwahre ich die bedrückende Tatsache, daß Dina denunziert worden ist, von irgendjemand in ihrem Dorf oder unserem Dorf, der das Morgenrot der Zukunft braun gefärbt gesehen hat. Sie ist im Morgengrauen abgeholt und in ein Lager „verbracht" worden, aus dem sie nie zurückgekommen ist. Die Leute haben darüber geredet, aber aufgeregt hat es sie nicht sonderlich: Dina ist eine gewesen, die zu den Roten gehört und sich gegen den Staat aufgelehnt hat. Staat ist nicht gleich Staat, und eine Gewalt ist härter als die andere, nur Gott ist unveränderlich, an ihn hätte Dina sich halten müssen – so haben sie geredet.
Die Abholer haben versäumt, die Vogelscheuche zu entkleiden oder mitzunehmen. Sie soll noch monatelang, von Sonne und Regen gebleicht, im Garten gestanden haben, bis ein Sturm sie zu Boden geworfen hat. Auf der Erde, allmählich in sie einsinkend, ist sie dann verrottet. Meine Mutter sagte später, sie wisse nicht, ob das mit der Vogelscheuche der Wahrheit entspreche, aber eine symptomatische Bedeutung, wie die Vergangenheit lehre, stecke allemal darin.
Joffa Hinker hat, nachdem seine Schwester abgeholt worden ist, Vieh und Inventar versteigern lassen. Das Haus und was an Ackerland und Garten dazugehörte, hat ein Bauer gekauft. Danach hat er seinen Sonntagsanzug angezogen, den kurzen Mantel darübergeknöpft und die bauchige Ledertasche mit seinen Schneiderutensilien in die Hand genommen: sogar das Bolzeneisen soll er über der Schulter hängen gehabt haben. So ist er zum nächsten Bahnhof gegangen – und wohin gefahren? Niemand hat es gewußt, denn er ist nicht zurückgekommen, nie mehr. Keiner hat ihm zu Ehren, der auch so gern Soldat geworden wäre, das Gewehr präsentiert, und wir haben auch vergessen, „portez-vous bien!" zu sagen. Ob er gesund geblieben ist, unser maitre tailleur?
Es gingen Gerüchte um nach dem Krieg: Beide seien den Machtvollkommenen von der Schaufel gesprungen, Joffa Hinker sowohl als auch seine Schwester Dina, und beide lebten, mehr oder weniger wohlbehalten, zusammen in Frankreich. Er nähe wieder und sie singe noch immer das Kommunistenlied. Niemand ist hingefahren, um sich zu überzeugen, daß sie lebten – wir Ziegenmelker auch nicht.

Stoppelmarkt

Von Ewald Jenschke

Weiße Wolken am blaßblauen Zelt
ziehen hoch über gelbbraunes Feld
mit goldenen Birken am Wegesrand
im sommersatten und stillen Land.

Jauchzendes Rufen, jubelnder Klang
tönen herüber, am Wiesenhang
tanzendes, gleißendes rastloses Spiel
wirbelnder Kreise endloses Ziel.

Dunkelt die Heide nächtlich sich ein,
strahlen die Lichter taghell hinein.
Singen und Lachen verzaubern die Nacht,
trübgrau im Osten der Tag erwacht.

Landesbibliothek Oldenburg